Der Schriftsteller Martin Mosebach ist prominenter Wortführer derer, die zurück zur „Alten Messe“ wollen. Die Sehnsucht nach Sakralität und Ästhetik des Glaubens ist verständlich. Doch wollen wir zurück zur reinen Priesterliturgie ohne „tätige Teilnahme“ aller? Persönliche Gedanken.

„Häresie der Formlosigkeit“?

Von Andreas R. Batlogg SJ

Eine Rückkehr zur Tridentinischen Messe fordert seit Jahren unverhohlen der deutsche, unter anderem mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnete Schriftsteller und Romancier Martin Mosebach. Sein 2002 erschienenes Buch „Häresie der Formlosigkeit“ mit dem programmatischen Untertitel „Die römische Liturgie und ihr Feind“ hat Kultstatus. Es wurde auch ins Englische und Französische übersetzt und erschien 2007 in einer erweiterten Neuausgabe mit mehreren Auflagen. Viele Beispiele anführend, beklagt Mosebach darin sprachlichen und musikalischen Kitsch, der zur Trivialisierung von Liturgie geführt habe.

Schuld daran ist für ihn das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) mit seiner „Kulturrevolution“ und seinem „Bildersturm“. Sich selbst ironisch als „Steinzeitmensch“ bezeichnend, klagt er sein Recht auf eine „schöne Liturgie“ ein, die die Kirche seit Papst Paul VI. mit dem neuen Messbuch quasi abgeschafft habe. Er delegitimiert damit die Liturgiereform des Konzils, wie es in seinem Fahrwasser auch restaurative Gruppen und besonders die schismatische Piusbruderschaft tun, die eisern am „Alten Ritus“ festhalten und sogar für die „Bekehrung“ des Papstes beten (*vgl. FURCHE Nr. 42, Seite 8).*

Benedikt XVI. ist ihnen 2007 mit dem Schreiben *Summorum Pontificum* weit entgegengekommen und erlaubte „zwei Formen des einen Ritus“. Franziskus kassierte diese Lockerungen mit *Traditionis custodes* (2021). Er schränkte die „Alte Messe“ massiv ein. Für ihn war Liturgie kein bloßer Formalismus, sondern der lebendige Raum, um Christus zu begegnen. Und Leo XIV.? So stil- und traditionsbewusst dieser Papst ist – er hat sich eindeutig zum Konzil und seinen Reformen bekannt.

Mosebach warf Franziskus in einem Interview einst vor, seine Auftritte glichen den Inszenierungen von Hitler und Stalin. Seine Streitschrift von 2002 ist eine Abrechnung mit der nachkonziliaren Kirche, deren Entwicklung er mit den 1968er-Studentenrevolten und der chinesischen Kulturrevolution vergleicht. Für Liebhaber der Alten Messe ist sein Buch deshalb zur Bekenntnisschrift geworden. Für sie gibt es nur einen „Ritus aller Zeiten“. Dem „antirituellen Affekt“ setzen sie die Sakralsprache Latein entgegen. Muttersprachliche Gottesdienste sind ihnen ein Graus.

Die Sehnsucht nach Sakralität, Ehrfurcht, Stille und Ästhetik des Glaubens ist ebenso verständlich wie legitim. Schlampige Liturgien, Oberflächlichkeiten, Rollenunsicherheiten gibt es. Liturgie heißt aber immer auch Entwicklung. Schaffen wir nicht eine vermeintlich „heile Welt“ in einer „objektiv schönen Liturgie“, die eine reine Priesterliturgie ist – ohne das, was das letzte Konzil die „tätige Teilnahme“ (*participatio actuosa*) nannte? In Richtung Mosebach und seiner Epigonen warnen Liturgiewissenschafter vor einer ästhetisierenden Verengung der Messe, die auf bloße Formen pocht. Es stimmt einfach nicht, dass die „nachkonziliare“ Messe nur darum bemüht ist, „nett“ und „gefällig“ zu wirken.

„Schönheit“ allein löst das Problem nicht. Die Kunst des Feierns (*ars celebrandi*) bleibt eine Herausforderung. Liturgie kann in einem zu starren Ritus auch ersticken. Romano Guardini („Vom Geist der Liturgie“), einer der Pioniere der Liturgischen Bewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, machte sich Gedanken darüber, ob der moderne Mensch überhaupt noch „liturgiefähig“ sei.

Eine Erinnerung: Wenn sie sehr „angetan“ war von einer Sonntagsmesse, kam Annelies, die betagte Mutter des Gemeindearztes eines Bregenzerwälder Dorfes, hinterher in den Pfarrhof, wo ich jahrelang Aushilfen machte, und sagte: „Es war eine erhebende Liturgie.“ Erhebend meinte: schön, stimmig, aufbauend – nach einer Woche voll Anforderungen, Pflichten und Sorgen. „Die kürzeste Definition von Religion“, definierte der Theologe Johann Baptist Metz, „ist Unterbrechung“: Abbruch des Erwartbaren, Selbstverständlichen.

Das lässt sich eins zu eins auf Liturgie übertragen – als Unterbrechung des Alltäglichen. Ich halte inne, höre auf Gottes Wort, bete: Andacht, Ehrfurcht, Versenkung, Heiligkeit. In vielen Landgemeinden gab es jahrzehntelang nur die Wahl zwischen Schubert („Wohin soll ich mich wenden?“) und Haydn („Hier liegt vor deiner Majestät“). Die einen „erbauen“ sich an einem Requiem von Mozart, Fauré oder Brahms. Statt „Orchestermessen“ bevorzugen andere Gemeindegesang. Es gibt Gospel-Gottesdienste, Pop oder Rock. Und es gibt „stille Messen“. Die einen wollen „ihre Ruhe“, um „abschalten“ zu können. Sie fühlen sich schon gestört, wenn ihnen jemand beim Friedensgruß die Hand entgegenstreckt. Andere fragen: Warum vermeiden manche jeden Blickkontakt? Privatmesse oder Gemeindegottesdienst? Liturgie ist eben immer auch Emotion und Erinnerung.

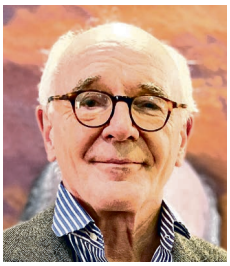

Foto: Wikipedia (CC BY-SA 4.0)

Büchner-Preis-Träger Martin Mosebach kritisiert liturgische Trivialisierung. Schuld sei das Zweite Vatikanum.

Der Autor ist Jesuit und Publizist in Wien.

zilsdokumenten vorgekommen. Auch sei die deutsche Übersetzung der Gottesdiensttexte „nicht wahnsinnig gut“ gelungen. Anders als in der streng ritualisierten Alten Messe hänge die (ästhetische) Qualität in der neuen Liturgie deutlich mehr von den handelnden Personen ab, insbesondere vom Priester. „In Hinblick auf Schönheit und Ausdruckskraft gibt es hier viel zu verbessern“, weiß Schörghofer, das Kunstbewusstsein im Klerus sei überhaupt „völlig miserabel“. Dass Form gegen Inhalt ausgespielt wird, dagegen verwahrt er sich – Kirche habe auch einen Auftrag, was Schönheit betreffe: „Natürlich gibt es auch das Schöne, das böse ist. Bei Tintoretto ist der Versucher Jesu ein schöner Engel. Aber schon die Evangelien sind großartige Literatur. Man muss nur die Himmelreichgleichnisse nehmen. Es wäre verfehlt, den Armen des Himmelreiches formlosen Schmarren zumuten zu wollen.“

Ähnlich – und zugleich anders – sieht es Dorothea Haspelmath-Finatti, lutherische Theologin und Expertin für zeitgenössische Liturgik am Institut für Praktische Theologie der Uni Wien. Auch sie betont den Wert von „Form“ – nicht nur ästhetisch, sondern auch leiblich und sinnlich. „Karl Barth hat ja gemeint, dass das Wort Gottes direkt und ohne jegliche Vermittlung zu uns kommt. Doch das ist schon technisch nicht möglich, weil wir Menschen mit Körpern sind.“ Gerade unter den Jungen merke sie eine wachsende Sehnsucht nach Sinnlichkeit – und nach einer anderen, transzendenten Welt, abseits der erlebten Verzweckung und Verkopfung. Dass evangelikale Megagottesdiente von tausenden begeisterten Jugendlichen besucht werden, sei insofern erklärlich. Zugleich warnt Haspelmath-Finatti davor, diese Sehnsucht für restaurative – oder gar politische – Zwecke zu instrumentalisieren. „Letztlich geht es immer darum, welche Botschaft hinter der schönen Form steckt und ob ein Gottesdienst dazu da ist, Leute – dualistisch – auf seine Seite zu ziehen oder als Kinder Gottes frei zu machen.“

Ein plausibles Kriterium – auch für die schöne, weihrauchschwangere Liturgie in der Rochuskirche.

Charismatische bzw. evangelikale Gottesdienste in Form von „Glaubensevents“ mit Licht, Sound und Effekten ziehen mitunter tausende junge Menschen an. Wo wird Ekstase gefährlich?
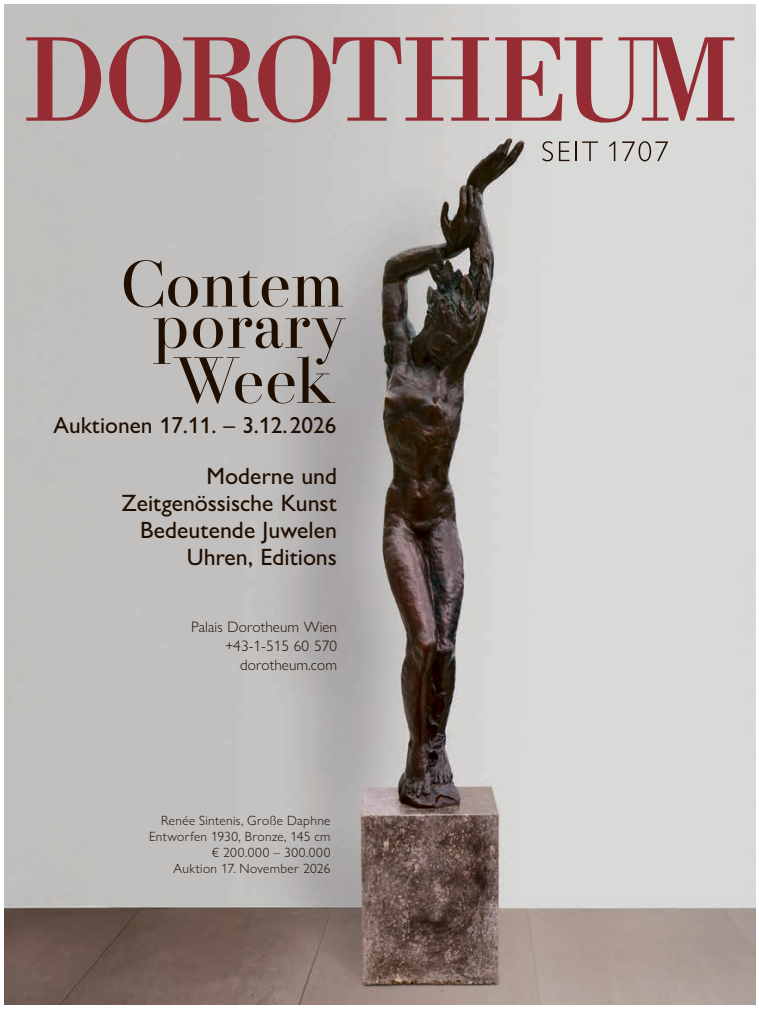
Foto: Adobe Stock / Chris